



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

∴ Sommermärchen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

meine, ohne etwas von ihm zu wollen, das war ihm völlig neu, so neu, daß er für solche Erfahrung in seiner gemeinen Seele gar keinen Raum hatte. Er wollte ihr auch keinen Raum geben und versteckte sich hinter mürrischem Troste und schüßdem Undanke. Aber auf die Dauer hielt er das nicht aus; er wurde weich und fing an, wunderlich barocke Reden über sich und seine Vergangenheit zu führen, aus denen sich mit steigender Klarheit das Urtheil herauschälte, daß er ein großer Esel gewesen sei.

Ein merkwürdiger Mensch! Je schlechter es ihm bei fortschreitender Krankheit ging, desto zufriedner wurde er, und wenn der bewußte Strohhut seines Fräuleins auf der Stuhllehne hing, hatte er keinen Wunsch auf der Welt mehr. Einige Wochen darauf war er todt; seine letzten Worte waren ein Gruß an seinen alten Schaufuß gewesen, und er möchte es „nicht für ungut“ nehmen.

Mein Freund Schaufuß aber war von diesem Ende der Geschichte höchst befriedigt und zählte von nun an weibliche Mildthätigkeit zu den socialen Factoren. Mir aber blieb doch eine offene Frage: Soll man den Menschen erst halb todt schlagen lassen und dann den barmherzigen Samariter spielen, oder ist es nicht besser, den gefährlichen Wüstenweg von Jerusalem nach Jericho lieber gar nicht zu gehen?

F. A.
ad naturam delineaavit
Juni 1881.



Sommermärchen.



Rudolf Baumbach, der sich in den letzten Jahren durch seine Gedichte, namentlich durch zwei Bändchen „Lieder eines fahrenden Gesellen“, rasch die Gunst des Publicums errungen hat — auf dem Gebiete der lyrischen Poesie heutzutage ein beinahe einzig dastehender Fall —, hat soeben einen Band funkelnagelneuer Märchen in Prosa veröffentlicht.*) Der Schritt von jenen Liedern zu diesen Märchen ist kleiner, als er auf den ersten Blick erscheint. Der Autor hätte sie ohne seinen Namen herausgeben können, man würde ihn doch sofort wiedererkennen haben. Wie unter seinen Liedern einzelne wie die vom „Zinker Leichtsin“ und von „Frau Holde,“ wenn der Reim wegfiel, sofort unter den vorliegenden Märchen Platz finden könnten, so bedürften einzelne von den Märchen nur des Reims, um unter die „Lieder des fahrenden Gesellen“ aufgenommen zu werden.

Geschichten von durchgeführtem märchenhaftem Charakter müssen schon sehr geist- und humorvoll erfunden sein, wenn sie Wirkung thun und nicht läppisch erscheinen

*) Sommermärchen von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1881.

sollen. Ein solches durchgeführtes Märchen giebt Baumbach in den „Teufeln auf der Himmelswiese,“ einem der hübschesten der ganzen Sammlung. Die Engelfinder, erzählt er da, sind schulpflichtig wie die Buben und Mädchen auf der Erde und müssen an den Wochentagen in der Engelschule sitzen. Ihr Lehrer ist der Doctor Faust. Der war auf Erden Magister, und „wegen einer gewissen Geschichte, die nicht hierher gehört,“ muß er dreitausend Jahre im Himmel Schule halten; dann beginnen auch für ihn einmal die „großen Ferien.“ Mittwochs und Samstags Nachmittags, wo keine Schule ist, führt er die Engelfinder auf der Milchstraße spazieren, und Sonntags dürfen sie vor dem Himmelsthore auf der großen blauen Himmelswiese spielen, auf der tausend und abertausend silberne und goldne Blumen wachsen, welche die Menschen Sterne nennen. Da führt dann Petrus die Aussicht über sie und paßt auf, daß es beim Spiele hübsch ordentlich zugeht und daß sich keiner verläuft und verfliegt; wenn sich aber einer zu weit vom Thore entfernt, so pfeift er auf seinem goldnen Schlüssel. An einem heißen Sonntag nun, wo Sanct Peter eingeschlafen ist, zerstreuen sich die Engel immer weiter und kommen endlich an die Stelle, „wo die Welt mit Brettern zugeschlagen ist.“ Sie klettern und flattern hinauf und blicken — in die Hölle, wo sich eben vor dem Höllenthor eine Menge kleiner schwarzer Teufel herumtreibt. Da wird die Jakobsleiter herbeigeschleppt, und eine Anzahl von den geschwänzten Burschen wird herübergeholt auf die Himmelswiese. Dort betragen sie sich anfangs recht manierlich, schreiten sitzsam einher und „tragen ihre Schwänze als Schleppen im Arm, wie ihnen das des Teufels Großmutter, die viel auf Anstand hält, beigebracht hat.“ Es dauert aber nicht lange, so werden sie ausgelassen, schlagen Räder und Purzelbäume, gröhlen dazu wie echte Teufelrangen, zeigen dem braven Mond die Zunge und machen ihm lange Nasen und fangen schließlich gar an, die Blumensterne auszuraufen und auf die Erde hinabzuwerfen, bis Petrus erwacht und dem ganzen Spuk ein Ende macht. Die Engel werden damit bestraft, daß sie drei Sonntage hinter einander gar nicht vor das Himmels-
thor dürfen, und wenn sie spazieren geführt werden, müssen sie zuvor ihre Flügel loschnallen und den Heiligenschein ablegen. Für einen Engel aber ist es eine große Schande, wenn er ohne Flügel und Heiligenschein herumlaufen muß. Etwas gutes aber hat der Unfug der kleinen Teufelkerle doch gehabt. Denn aus den Sternen, die sie auf die Erde geworfen, wurden die Sternblumen, und weil sie himmlischen Ursprungs sind, so wohnt ihnen eine ganz besondere Kraft inne. Wenn nämlich eine Dirne mit Zweifel im Gemüth die weißen Blätter des Blüthensternes einzeln abzupft und dazu einen gewissen Spruch raunt, „so weiß sie beim letzten Blättlein ganz sicher, was sie zu wissen begehrt.“

Dergleichen ist allerliebste erfunden, und so wie Baumbach das zu erzählen weiß, kann sich Jung und Alt herzlich daran erfreuen. Allein dies Märchen steht ziemlich vereinzelt da; in der Regel schlägt der Dichter einen andern Weg ein: er verschmilzt das Märchen mit der realistischen Erzählung. Gewöhnlich

beginnt er eine echte kleine Novelle zu erzählen, die durchaus keine märchenhafte Wendung in Aussicht zu stellen scheint. Nach einiger Zeit setzt dann an irgend einem Punkte das Märchen ein, in einzelnen Erzählungen wie in der „Otterkönigin“ und im „Stillen Dorfe“ schon nach wenigen Seiten, in andern wie in „Schleierweiß“ oder im „Wasser des Vergessens“ ziemlich spät, nachdem man sich in die Novelle schon ganz hineingelesen hat.

Begünstigt wird diese Verbindung von Novelle und Märchen durch die große Simplizität, in der in der Regel bereits die rein novellistische Partie gehalten ist. Die meisten Geschichten entücken uns gleich von vornherein der Gegenwart; es ist die Luft des Mittelalters, allenfalls des sechzehnten Jahrhunderts, die uns daraus entgegenweht. Die Figuren, die in den Geschichten auftreten, beschränken sich auf ganz bestimmte Typen; Graf und Gräfin, Pfarrer und Magister, Falkner und Jäger, Fischer und Hirt, Köhler und Schmied, Vogelsteller und Wilderer, Wirth und Wirthin, wandernde Handwerksgefelln und fahrende Spielleute, verliebte Dirnen und arglose Kinder — das ist das Personal, das auf Baumbachs Märchenbühne agirt. Wie unter solche Gestalten sich ungezwungen die echte Märchensippchaft mischt, als da sind: Hexen, Nixen und kluge Waldfrauen, redende Thiere und redende Bäume, zur Noth auch eine ganz plebejische Allegorie wie der Griesgram im „Nanunculus“, der mit freigebiger Hand Brillen mit grauen Gläsern an die Leute verschenkt, so erleichtert der engbegrenzte Anschauungskreis der realistischen Gestalten, ihr Leben in und mit der Natur und ihr Glaube an allerhand Spuk und an die Wirkung geheimnißvoller Mächte den Uebergang in Ton und Stimmung des Märchens.

Freilich ist trotz alledem ein solcher Uebergang kein leichtes Stück. Soll er als gelungen gelten, so darf man die Naht nicht merken, man muß schon eine Weile mitten im Märchen drinn sein, ehe es einem auffallen darf, daß ja die realistischen Voraussetzungen inzwischen phantastischen Platz gemacht haben. Und selbst wenn man zurücklenkt, um die Grenze zu suchen, muß es einen Mühe kosten, sie zu finden. Vortrefflich gelungen ist in dieser Beziehung der Eintritt in das Märchen im „Stillen Dorfe.“ Die Geschichte beginnt wie eine gut erzählte culturgeschichtliche Novelle, und zwar eine von der feineren Art, in der kein kunstgewerblicher Plunder sich aufdringlich breit macht. An einem Sommer-sonntag schreitet auf staubiger Landstraße ein zünftiger Steinmetz rüstig seines Wegs. Sein Reiseziel ist die nächste Stadt, wo er Arbeit beim Ausbau einer Kirche finden soll. Im Gurt trägt er einen reichlichen Sparpfennig, im Felleisen gesiegelte Schriften, die seine Kunstfertigkeit rühmen, und einen gewichtigen Empfehlungsbrief an den Meister, der den Bau des Gotteshauses leitet. Glühend hängt die Sonne am wolkenlosen Himmel und gießt ihr blendendes Licht auf ein weites Meer von reisendem Weizen. Kein Vogel läßt seine Stimme hören, nur die Grillen summen unermüßlich ihre eintönigen Weisen. Das Felleisen lastet schwer auf den Schultern des Wanders, und die Korbflasche, die er an der

Seite trägt, ist längst geleert. Sehnsüchtig schweifen seine Augen über die wallenden Aehrenfelder, aber nirgends ragt ein einladendes Dach über die Flur, nur hie und da ein Obstbaum und in weiter, bläulicher Ferne die Mauern und Thürme der Stadt, nach der er wandert. Wie die Mittagszeit da ist, denkt er an seine letzte Rast in der Guldnen Rose und an den kühlen Trunk, der dort aus eichenem Faßgebinde rann. Da seufzt er, drückt sich den Hut in die Stirn, daß der Rand seine sonnengeblendeten Augen beschattet, und schreitet weiter. Als er wieder so weit gegangen, wie eines kräftigen Mannes Stimme reicht, hemmt er erstaunt seinen Fuß, denn dicht vor ihm liegen Häuser, umringt von Baumgärten und überragt von der durchbrochnen Spitze eines Kirchturms. Der Wanderer reibt sich die Augen. „Wie war es möglich, das Dorf zu übersehen?“ fragt er sich. „Das macht der Sonnenglast, der mich geblendet hat.“ Er beschleunigt seine Schritte und kommt nun — in das märchenhafte „stille Dorf.“ Diese Einführung ist vortrefflich gelungen. Der Leser meint ganz sicher, es handle sich um ein wirkliches Dorf, und er ist in der Sphäre des Märchens gefangen, ehe er sichs versteht.

So glücklich ist die Verbindung zwischen beiden Sphären freilich nicht immer hergestellt. Ein paarmal greift Baumbach zu dem verbrauchten Motiv des Traums. Aber verbraucht oder nicht — wenn der Beginn des Traums gehörig verschleiert ist, wird das Mittel immer seinen Reiz haben. Vom „Goldbaum“ kann man das nicht sagen. Wenn vor zwei Knaben, die an einem heißen Sommertage bei ihren Aufgaben sitzen — der eine brütet über dem Cornelius Repos, der andre zieht Kubikwurzeln aus — plötzlich, nachdem ganz naturalistisch geschildert ist, was für Alotria die beiden zwischen der Arbeit treiben, ein grünes Reis aus dem Tintenfass emporschneißt, bis an die Decke steigt, die Decke schließlich verschwindet und die Jungen beide im Walde stehen, so ist das doch, als wenn zwei Farbstreifen unvermittelt aneinander gesetzt würden. Ähnlich ist es, wenn in dem Märchen „Schleierweiß“, das abgesehen von der etwas unheimlichen Gestalt des Jägerburschen, welcher so wunderbare Treffer thut, ziemlich lange auf ganz realistischen Boden bleibt, plötzlich die Ziege Schleierweiß zu der armen, wegen der zudringlichen Werbung des Jägerburschen geängsteten Försterstochter zu reden anfängt. Was aber von dem Uebergange aus der Novelle ins Märchen gilt, das gilt auch von dem Verkehr zwischen den realistischen und den Märchenfiguren untereinander. Hier liegt die Gefahr nahe, daß die Menschen aufhören zu handeln und zu bloßen Werkzeugen in der Hand der Fabelwesen werden. Baumbach hat auch diese Gefahr in den meisten Fällen glücklich vermieden; in einer Geschichte wie „Ranunculus“ aber erscheinen die beiden Liebenden, der Magister und die Müllerstochter, doch nur als Marionetten in der Hand des Wiesengeistes; ihr Rendezvous ist sein Arrangement.

Eine Schwäche der meisten Kunstmärchen ist der Mangel einer Pointe. Das echte Volksmärchen hat stets eine Pointe. Im Kunstmärchen läßt sich der

Märchenerzähler nur gar zu oft von seiner Phantasie spazieren führen, ohne nach einem bestimmten Ziele zu gehen, aber auch ohne zum Ausgangspunkte zurückzukehren. Ermüdet die Phantasie, so wird der Spaziergang an einer beliebigen Stelle abgebrochen. Baumbachs Märchen halten sich im ganzen auch von dieser Schwäche frei. Einzelne freilich entbehren auch bei ihm der Abrundung oder der Pointe. Ein Geschichtchen wie der „Kobold im Keller“ ist nicht viel mehr als ein etwas feinerer Bierzeitungscherz. Die Geschichte von den beiden Knaben im „Goldbaum“, die sich später im Leben als Dichter und Verlagsbuchhändler gegenüberstehen, oder die von „Theodelinde“, welche die Entstehung der Blausrümpfe erklären soll, münden trivial, einfach weil sie in die Prosa auslaufen. In „Schleierweiß“, wo schon das späte Einsetzen des Märchens etwas auffälliges hat, wirkt der Schluß geradezu verblüffend. Der Freischütz, der gewettet hat, daß er auf so und so viel Schritt mit drei Kugeln die drei Blätter eines Kleeblattes treffen will, gewinnt doch thatsächlich seine Wette. Freilich sitzt noch ein Blatt am Stiel, weil die Försterstochter ein vierblättriges Kleeblatt ans Thor geheftet hat, das ihr die gute Ziege Schleierweiß hat suchen helfen. Aber, fragt man, ist dieses wichtige, verhängnißvolle Ziel denn nicht vorher von Hand zu Hand gegangen? Wo hat der dumme Teufel von Freischütz denn seine Augen gehabt? Die Ueberlistung ist doch gar zu plump. Die meisten andern Geschichten aber runden sich befriedigend ab, oder sie haben eine Art von epigrammatischem Schluß, um deswillen das Märchen gebaut und auf den es zugespitzt scheint, ohne daß man im Verlaufe der Geschichte selbst viel davon merkte; die Erzählung bleibt spannend bis ans Ende, weil der Erzähler der Schlußwendung sehr hübsch den Charakter des Beiläufigen und Nachträglichen zu geben gewußt hat. So, wenn er im „Wasser des Vergessens“, einem Märchen, das im Grunde den verständigen Gedanken ausführt, daß tüchtige Arbeit am besten über thörichten Liebesgram hinweghelfe, schließlich scheinbar ganz nebenbei die Entstehung des Vergißmeinnichts oder in den „Teufeln auf der Himmelswiese“ die Entstehung der Sternblumen erklärt.

Im folgenden theilen wir zwei von Baumbachs Märchen wörtlich mit, die manches von dem Gesagten näher illustriren werden, ein ernstes und ein lustiges.

Die Buche.

Es stand im Wald eine alte Buche. Ihren Wipfel hatte der Blitz zerschmettert, ihre Seite war hohl, und große Schwämme wuchsen auf ihrer Rinde. Sie war die Urhahn eines zahlreichen Geschlechts, aber sie hatte alle ihre Kinder, sobald sie erstarbt waren, unter den Streichen der Holzart fallen gesehen, und nur eine Tochter war ihr geblieben. Das war eine junge Buche mit glatter Rinde und himmelanstrebender Krone und erst achtzig Jahre alt. Das sind bei den Waldbäumen die sogenannten besten Jahre.

Die alte Buche trieb noch in jedem Frühling Blätter und Sprossen, aber sie fühlte, daß es mit ihrem Leben auf die Reize ging, denn sie hielt sich nur noch

mit Mühe aufrecht. Und weil sie wußte, daß sie sterben müsse, so verdoppelte sie ihre Liebe zu der schönen Riesentochter.

Der Frühling war im Anzug. Noch lag glühendes Weiß auf den Zweigen der Bäume, aber von den Wurzeln herauf quoll es wärmend, und laue Luft half von außen und legte am Schnee. Auf den Flüssen und Bächen trieben knirschende Eiszollen, die Weide ließ ihre silbernen Rätzchen aus den Hüllen schlüpfen, und die weißen Glöckchen durchbrachen die unterwashedene Schneedecke des Waldbodens.

Da sprach die alte Buche zu der jungen: „Heute Nacht kommt der ungestüme Thauwind. Er wird mich auf das Blätterlager strecken, das ich mir im Laufe der Zeit aufgeschüttet habe, und ich kehre zurück zu der Mutter, deren Schooß ich entstieg bin. Doch bevor ich heimgelhe, will ich eine Gabe auf dich vererben, die mir der milde Herr der Wälder verliehen hat, als er einst vor langer Zeit auf seinem Segensgang in meinem Schatten Raft hielt. Du sollst der Menschen Reden und Thun verstehen und Antheil nehmen an ihren Freuden und Leiden. Das ist die höchste Gnade, die unsereinem zu Theil werden kann. Aber sei gefaßt, mehr Leid als Glück zu schauen.“ So sprach die alte Buche und segnete ihre Tochter.

In der Nacht kam der Thauwind aus der Wüste herangefahren. Er begrub Schiffe in den Wogen des Meeres, rollte riesige Schneebälle von den Bergen herab und zerstörte der Menschen Hütten im Vorüberziehen. Brausend flog er durch die Wälder und knickte, was alt und morsch war, oder was sich seiner Macht trotzig entgegenstemmte. Er streckte die alte Buche zu Boden und rüttelte an ihrer starken Tochter, aber die Kluge neigte und beugte ihr Haupt, und der Gewaltige zog vorüber. Drei Tage weinte die Tochter um die Mutter funkelnden Thau. Dann kam die Sonne und trocknete ihr die Thränen.

Und nun begann allenthalben ein Treiben und Sprossen, daß der Buche keine Zeit zum Trauern blieb. Ihre Knospen schwellen und sprangen, und eines Morgens zitterten hunderttausend zartgrüne Blättlein im wärmenden Sonnenstrahl. Das war eine Freude! Goldgelbe Schlüsselblumen stiegen aus der Erde. Sie nahmen sich nicht einmal Zeit, die welken Blätter beiseite zu schieben; sie durchbohrten sie und hoben sie noch einmal zum Sonnenlichte empor. Rothblaue Erbsen gesellten sich zu den Primeln, und der duftende Waldmeister entwickelte seine zarten Blattquirle. Das war ein Leben! Und inmitten des blühenden Lebens stand die junge Buche wie eine Königin. Ein Fink hatte sein Nest in ihre Krone gebaut, und der Specht mit der rothen Kappe stattete ihr Besuche ab. Einmal kam auch der Kukuk, ja sogar das vornehme Eichhorn mit den Federbüschen auf dem Kopfe fand sich hin und wieder ein, obwohl ihm die lenzgrüne Buche nicht mit Eckern aufwarten konnte. Aber Menschen hatte sie in diesem Jahre noch nicht gesehen, und das wären ihr die liebsten Gäste gewesen, weil sie die Gabe besaß, ihr Reden und Thun zu verstehen.

Die Menschen blieben nicht aus. Eines Morgens kam eine junge, schlanke Dirne mit langen, braunen Zöpfen durch den Wald geschritten und gradeswegs auf die Buche zu. Es hatte aber nicht den Anschein, als gelte letzterer ihr Besuch. Sie betrachtete den vermodernden Baum am Boden und sprach: „Hier ist die Stelle.“ Dann setzte sie ihren Korb, der mit Maiblumen gefüllt war, auf die Erde und lehnte sich an die Buche, ohne deren grüner Herrlichkeit einen Blick zu schenken. Der Baum hielt den Athem an, um etwas von der Rede des Mädchens zu vernehmen, aber die Schöne schwieg beharrlich.

Da kam von der entgegengesetzten Seite ein junger, stattlicher Bursch des Weges. Er trug ein rundes Hüttlein mit einer krummen Feder wie die Jägerkleute. Vor-

sichtig kam er herangeschlichen, so vorsichtig, daß nicht einmal die dürrn Blätter unter seinen Tritten raschelten. Aber so leise er auch auftrat, das scharfe Ohr des Mädchens vernahm sein Kommen doch. Sie wandte den Kopf nach ihm, und die Buche dachte: „Jetzt wird sie flüchten.“ Aber die Dirne floh nicht, sie sprang vielmehr dem Burschen entgegen und schlang ihre Arme um seinen braunen Hals.

„Mein Hans! — Meine Eva!“ riefen sie gleichzeitig. Dann küßten sie sich nach Herzenslust, nannten sich wieder bei ihren Namen und herzten sich von neuem, und die Buche fand das sehr langweilig. Später saßen sie unter dem Baume nieder und sprachen von ihrer Liebe. Es war eine Geschichte, die jeder von uns kennt, aber der Buche war sie neu, und sie horchte wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt. Es kam aber noch eine besondre Ueberraschung. Der Bursch erhob sich vom Boden, zog sein Messer und begann in die Rinde des Stammes Einschnitte zu machen. Es that zwar etwas weh, aber der Baum hielt still wie eine Mauer. „Was soll das werden?“ fragte das Mädchen. „Ein Herz mit deinem Namen und meinem,“ antwortete Hans und schnitt weiter. Als das Werk fertig war, betrachteten es beide wohlgefällig, und der Buche war es zu Muthe wie einem, dem der König eine goldne Gnadenkette umgehängt hat. „Die Menschen sind doch prächtige Leute!“ dachte sie.

Jetzt hob der Bursch zu singen an. Die Lieder der Finken und der Amseln konnte die Buche längst auswendig; nun bekam sie etwas zu hören, das klang ganz verschieden von Vogelgesang. Das Lied lautete aber so:

Ich schritt durchs Waldgehege
Auf unbetretuem Wege.
Die Mailust wehte mild.
Ich ließ die Hirschlein grasen
Und springen Reh' und Hasen.
Mich lockt' ein seltnes Edelwild.

Nicht braucht' ich lang zu suchen.
An einer grünen Buchen
Fand ich mein Liebchen stehn.
Sie thät mich fest umfassen,
Ich küßt' ihr Mund und Wangen,
Und um den Jäger wars gesehn.

Ein Herze will ich schneiden
Mit unsern Namen beiden
Dem Baum ins Rindentkleid.
Das soll in späten Tagen
Dem Wandrer Kunde sagen
Von mein' und deiner Seligkeit.

„Höre, Hans!“ sprach das Mädchen, als der Bursch geendigt hatte. „Dein Lied gemahnt mich an etwas. Ich weiß — — die Leute sagens, daß du im Herbst heimlich in den Forsten dem Wilde nachgehst. Laß das Jagen sein! Der Jäger ist dir ohnehin nicht grün — — du weißt warum. Und trifft er dich als Wilderer im Wald — — dann — — Herrgott, mein Hans, wenn sie dich einst getragen brächten mit durchschossner Brust — — —“

Der Bursch beugte sich nieder zu der Dirne, die sich schmeichelnd an seine Schulter lehnte und küßte sie auf den Mund. „Die Leute reden vieles. Glaube nicht alles, was die Leute sagen, mein liebes Herzgespiel!“ Dann schlang er seinen Arm um ihren Leib und schritt singend mit ihr in den Wald hinein.

Als das Paar hinter den Bäumen verschwunden war, tauchte aus den Büschen ein Mann in Jagdgewande, die Kugelbüchse auf dem Rücken, das Waidmesser an Grenzboten III. 1881.

der linken Seite. Sein Gesicht war bleich und verzerrt. Er ging auf die Buche zu und betrachtete das Herz, welches Hans in die Rinde geschnitten hatte. Er lachte wild auf und zog sein Messer, um die Schrift zu vernichten, aber er befann sich anders und stieß die Klinge in die Scheide zurück. Drohend schüttelte er die Faust nach der Richtung hin, welche die Liebenden genommen hatten, und mit Zähneknirschen sprach er: „Treff ich dich Raubschützen einmal auf der Wildbahn, so hast du den Kuckuk zum letztenmal rufen gehört!“ Mit diesen Worten ging er ins Holz, und der Baum schüttelte unwillig sein Haupt.

Die Buche bekam im Laufe des Sommers noch manches Menschenkind zu Gesicht, arme Weiber, die Laub oder dürre Reiser sammelten, Kinder, die Beeren lasen, Waidleute und Wandrer. Am liebsten aber sah sie als Gäste unter ihrem Schattendache den Burschen und das braungezöpfte Mädchen. Die kamen allwöchentlich einmal, sprachen von ihrer Liebe und herzten sich, und die Buche gewann die beiden von Tag zu Tag lieber.

Eines Morgens vor Sonnenaufgang, als der Bergwald noch seine graue Nebelkappe aufhatte, kam Hans allein. Er trug am Riemen ein Feuerrohr und schritt leise durch das Unterholz, leise wie damals, als er seine Braute überraschen wollte. Diesmal aber galt sein Kommen nicht der schönen Eva, sondern dem Hirsch, der hier seinen Wechsel hatte. Am Fuße der Buche machte der Bursch halt und stand regungslos, als wäre er selbst ein Baum. Der kühle Morgenwind, kam und der Nebel zog sich in Streifen tiefer. Die Vögel wurden munter und flogen nach der Tränke. Im Unterholze des Waldes regte es sich, und Hans hob seine Büchse.

Da fiel aus dem Dickicht ein Schuß. Hans ließ die Büchse sinken, that einen Sprung in die Höhe und stürzte dann sofort zu Boden. Aus dem Walde kam mit hastigen Schritten ein Mann, das rauchende Rohr in der Linken tragend. Die Buche kannte ihn wohl. Der Jäger beugte sich über den Gefällten. „Es ist aus mit ihm,“ sagte er. Dann lud er seine Büchse und verschwand im Dickicht.

Die Sonne ging auf und schien einem stillen Manne in das blasse Antlitz. Trauernd neigte der Baum seine Zweige und weinte helle Thränen. Das Rothkehlchen flatterte heran und trug dem Todten Blumen auf das Gesicht, bis die starren Augen zugebedt waren. Am Nachmittage kamen Holzfäller des Weges und fanden den Leichnam. „Er ist beim Wildern erschossen worden,“ sagten sie. Dann hoben sie ihn auf und trugen ihn ins Thal hinunter.

Ein alter Mann verweilte noch bei dem Baume. Er zog ein Messer und grub ein Kreuz in die Rinde. Das kam gerade über das Herz zu stehen. Dann zog er seinen Hut und sprach ein Gebet. In der Krone der Buche rauschte es; der Baum betete auch nach seiner Weise.

Mehrere Sommer hinter einander kam die Braut des Erschossenen an dessen Sterbetag zu der Buche, kniete nieder und weinte und betete, und jedesmal war sie bleicher und abgehämter. Endlich blieb sie aus. „Sie wird gestorben sein,“ sprach die Buche, und so war es auch.

Jahre waren vergangen, und die Buche war ein mächtiger Baum geworden. Ihre Rinde trug bräunliches Moos, die Ranken des Waldepheus kletterten an dem Stamm empor, und Herz und Kreuz waren vom Grün schier verdeckt. Da kam eines Tages ein Mann, der fügte zu den zwei Zeichen ein drittes, und die Buche wußte, was es zu bedeuten hatte. Sie war in der Rinde gezeichnet und sollte gefällt werden. Fahr wohl, du grüner, wonnesamer Wald!

Es dauerte auch nicht lange, so kamen die Holzhauer, und die Arthiebe schnitten der Buche ins Leben. Ein finstler blickender Mann im Jagdgewande mit ergrautem

Bart und Haar leitete das Holzfällen. Die Buche kannte den Mann recht wohl, und dieser schien auch den Baum zu erkennen. Er ging auf ihn zu und riß Moos und Epheugeflecht von dem Stamm, sodaß Kreuz und Herz sichtbar wurden. „Hier war's,“ sagte er leise, und Schauer schüttelte seine Glieder. „Zurück, Herr Förster, zurück!“ schrien die Holzfäller. „Der Baum will sinken.“ Der Angerufene taumelte zurück, aber es war zu spät. Krachend stürzte die Buche zu Boden und begrub den Förster unter ihrem Geäst. Als sie ihn hervorzogen, war er todt. Die Buche hatte ihm das Haupt zerschmettert. Und die Männer standen im Kreis umher und beteten.

Der Fiedelbogen des Aef.

Es war einmal ein junger Knab, der hieß Frieder und hatte weder Vater noch Mutter. Er war ein hübschönes Kind, und wenn er vor der Thür auf der Straße spielte, blieben die Leute stehen und fragten: „Wem gehört der Kleine?“ Dann antwortete die alte, mürrische Frau, die ihn mit dünnen Brühen und reichlichen Scheltworten aufzog: „Er ist ein lediges Kind, und das beste wäre für ihn, wenn ihn der liebe Gott zu sich ins Himmelreich nehmen thät.“ Der Frieder aber trug keine Sehnsucht nach dem Himmelreich; es gefiel ihm hier unten ganz gut, und er wuchs auf wie die rothköpfigen Disteln hinter dem Haus seiner Pflegemutter. Spielfkameraden hatte er keine. Wenn die andern Duben des Dorfes im Bache Mühlen bauten und Rindenkähne schwimmen ließen oder sich im Heu herumalagten, saß der Frieder an der Berghalde und piff den Vögeln ihre Weisen nach.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn eines Tages der alte Klaus, der seines Zeichens ein Vogelsteller war. Er fand Gefallen an dem hübschen Jungen und schloß Freundschaft mit ihm. Von der Zeit an sah man die beiden häufig vor der Hütte des Vogelstellers einträchtig neben einander sitzen wie zwei alte Kriegskameraden. Klaus wußte nicht nur wunderbare Waldgeschichten zu erzählen, sondern er verstand auch die Fiedel zu streichen und unterwies den Frieder in dieser Kunst, nachdem er ihm eine alte, zusammengeleimte Geige zum Angebund geschenkt hatte. Der Schüler machte auch seinem Meister alle Ehre, denn ehe ein Monat verging, spielte er bereits „D du lieber Augustin,“ „Was fang' ich armer Teufel an“ und „Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Darüber war der alte Vogelsteller tief gerührt und sprach die prophetischen Worte: „Frieder, denk' an mich; ich sehe dich, wenn mir Gott das Leben schenkt, noch dereinst am Kirchtag als ersten Geiger.“

Als Frieder fünfzehn Jahre alt geworden war, kamen die Nachbarn zusammen und hielten Rath über ihn. Es sei Zeit, sagten sie, daß er etwas ordentliches lerne, um sich durch die Welt zu bringen, und als sie ihn fragten, was er werden wolle, antwortete er: „Ein Spielmann.“ Da schlugen die Leute die Hände über den Köpfen zusammen und entsetzten sich. Aus der Menge aber trat ein wohlbeleibter Mann hervor, der faßte den Burschen an der Hand und sagte mit Würde: „Ich will versuchen, ob ich aus ihm etwas ordentliches machen kann.“ Und alle, die im Kreis herum standen, priesen den Frieder glücklich, daß er einen solchen Lehrherrn gefunden. Dieser war aber auch nichts geringes. Er schor den Bauern Bart und Haar, setzte ihnen Schröpfköpfe und riß ihnen die kranken Zähne aus, manchmal auch die gesunden. Er war der Bader des Ortes, und die Leute nannten ihn nicht anders als „Herr Doctor.“

Am selbigen Tage noch wanderte der Frieder in das Haus seines nummehrigen Brotherrn, und schon am Abend begann er seine Thätigkeit damit, daß er das Bier

für den Meister aus der Schenke holte. Allmählich lernte er auch Seifenschaum schlagen, Scheermesser abziehen und was sonst zum Handwerk gehört. Sein Meister war zufrieden mit ihm, nur das Geigenpiel, das Frieder in seiner freien Zeit mit Eifer pflog, war ihm zuwider, denn es zählte nach des Baders Ansicht zu den brotlosen Künsten.

Ein paar Jahre verstrichen. Da kam der Tag heran, an welchem Frieder sein Gesellenstück machen sollte. Wenn das zur Zufriedenheit des Meisters ausfiel, dann durfte er als Wanderbursch in die weite Welt ziehen und sein Glück suchen. Das Gesellenstück bestand aber darin, daß er seinem Herrn den Bart scheeren mußte, und das war kein Spaß. Der wichtige Tag war da. Der Bader saß auf dem Stuhl, das weiße Tuch um den Hals, und lehnte den Kopf zurück. Frieder seifte ihm das Doppelkinn ein, zog das Messer auf dem Streichriemen ab und begann das Werk. Da ertönten plötzlich vor dem Hause Saiten- und Pfeifenklänge; ein Bärenführer zog des Weges. Dem Baderjungen, wie er die Musik hörte, fuhr es in die Hand, und auf der Wange des Meisters saß eine blutige Schramme, die reichte vom Ohrläppchen bis zum Nasenflügel. O weh, du armer Frieder! Der Stuhl, darauf der Bader gesessen, fiel rücklings auf den Boden. Wüthend sprang der Blutende in die Höhe und gab seinem Lehrling eine schallende Ohrfeige. Dann riß er die Thür auf, deutete mit dem Zeigefinger in die blaue Luft und schrie: „Geh' zum Kukuk!“

Da packte der Frieder seine Siebensachen zusammen, nahm seine Geige unter den Arm und ging zum Kukuk. Der Kukuk wohnte im Walde auf einer Eiche und war zufällig zu Hause, als Frieder bei ihm vorsprach. Er hörte den Bericht des Burschen geduldig bis zu Ende an, dann aber zuckte er die Flügel und sprach: „Junger Freund, wenn ich allen helfen wollte, die zu mir geschickt werden, hätte ich viel zu thun. Die Zeiten sind schwer, und ich muß froh sein, daß ich meine eignen Kinder leidlich untergebracht habe. Den ältesten habe ich bei einer Bachstelzenfamilie in Kost gegeben, den zweiten hat der Nachbar Rothschwanz ins Haus genommen, das dritte Kind, ein Mädcl, ist in Pflege bei einer alten Grasmücke, und für die zwei kleinsten sorgt der Zaunkönig. Ich selbst muß mich regen vom Morgen bis zum Abend, um anständig auszukommen. Seit vierzehn Tagen nähre ich mich von haarigen Bärenraupen, und diese Kost ist nichts für deinen Magen. Nein, ich kann dir nicht helfen, so leid es mir thut.“

Da ließ der Frieder traurig den Kopf hängen, sagte dem Kukuk Valet und hob sich von hinnen. Er war aber noch nicht weit gegangen, da rief ihm der Kukuk nach: „Halt, Frieder! Mir kommt ein guter Gedanke. Vielleicht kann ich dir doch helfen. Komm mit.“ Sprach, reckte die Flügel und flog, den Weg zeigend, vor dem Frieder her.

Dieser hatte Mühe, seinem Führer zu folgen, denn das Unterholz des Waldes war dicht, und Dornhecken waren auch reichlich vorhanden. Endlich wurde es licht zwischen den Bäumen, und ein Wasser blinkte auf.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach der Kukuk und ließ sich auf einer Erle nieder. Vor dem jungen Gesellen lag ein dunkelgrüner Weiher, der durch einen schäumenden Wasserfall gespeist wurde. Schilfhalme und gelbe Schwertlilien standen am Ufer, und weiße Wasserrosen mit großen Blättern schwammen auf der Fläche. „Nun gieb Acht,“ sprach der kluge Vogel. „Wenn die Sonne sich neigt und den Staub des Wasserfalls in sieben Farben leuchten läßt, dann taucht der Neck aus dem Grunde des Weihers, woselbst er ein krytallnes Schloß hat, und sitzt am Ufer. Dann fürchte dich nicht, sondern sprich ihn an. Das weitere wird sich finden.“ Da bedankte

sich der Frieder bei dem Kukuk, und dieser flog mit raschem Flügelschlag waldeinwärts.

Als über dem Wasserfall die sieben Regenbogenfarben leuchteten, kam der Neck wirklich aus der Tiefe. Er hatte ein rothes Röcklein an und einen weißen Kragen. Seine Haare waren grün und hingen ihm wie eine wirre Mähne auf die Schultern nieder. Er setzte sich auf einen Stein, der sich über den Spiegel des Weihers erhob, ließ die Füße ins Wasser hängen und begann sein Haar mit den zehn Fingern zu strählen. Das war ein mühsames Werk, denn in dem Haargewir hingen Algen, Wasserlinsen und kleine Schneckenhäuser, und der Neck verzog bei dem Versuch, das Haar zu schlichten, schmerzhaft das Gesicht.

„Das ist der richtige Zeitpunkt, den Wassermann anzureden,“ dachte Frieder. Er faßte sich ein Herz, trat aus den Erlenhecken, die ihn bisher verborgen hatten, hervor, zog den Hut und sprach: „Guten Abend, Herr Neck!“ Bei dem Klange der Stimme plumpste der Neck wie ein geschreckter Frosch ins Wasser und tauchte unter. Bald aber streckte er wieder den Kopf hervor und sprach unfreundlich: „Was willst du?“ „Mit Verlaub, Herr Neck,“ hob der Frieder an, „ich bin ein gelehrter Bader, und es wäre mir eine große Ehre, wenn ich euch das Haar strählen dürfte.“ „Ei,“ sprach der Neck erfreut und stieg aus der Fluth, „du kommst mir gelegen. Was habe ich für Müß' und Plage mit meinem Haar, seitdem mich die Lorelei, meine Ruhme, schön verlassen hat! Was habe ich nicht alles für die undankbare Person gethan! Und eines Morgens ist sie fort, und mein goldner Kamm ist auch fort, und jetzt sitzt sie, wie ich höre, auf einem Felsen im Rhein und hat ein Verhältniß mit einem Schiffer in einem kleinen Schiffe. Da wird der goldne Kamm bald verjubelt sein.“

Mit diesen Worten nahm der Neck auf einem Steine Platz. Frieder zog seinen Scheerbentel hervor, band dem Wassermann ein weißes Tuch um den Hals und kämte und salbte ihm das Haar, daß es geschmeidig wurde wie Seide; dann zog er ihm einen schnurgeraden Scheitel, der ging von der Stirn bis auf den Nacken, nahm ihm das Tuch ab und machte einen Kratzfuß, wie er es von seinem Meister gelernt hatte. Der Neck stand auf und betrachtete sich wohlgefällig im Wasserspiegel. „Was bin ich schuldig?“ fragte er dann. Frieder hatte schon die übliche Redensart „nach Belieben“ auf den Lippen, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß man den Augenblick nützen und das Eisen schmieden müsse, solange es glüht. Darum räusperte er sich und erzählte dem Neck seine Lebensgeschichte.

„Also ein Spielmann möchtest du gern werden?“ fragte der Neck, als Frieder schwieg. „Nimm einmal deine Fiedel zur Hand und laß mich etwas von deiner Kunst hören.“ Da nahm der Gesell seine Geige, stimmte die Saiten und spielte sein bestes Stück: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und wie er mit einem zierlichen Schnörkel geendigt hatte, schaute er erwartungsvoll auf den Neck. Dieser verzog grinsend das Gesicht und sagte: „Nun höre auch mich.“ Dann griff er in das Röhrch und zog eine Geige und einen Fiedelbogen hervor, setzte sich zurecht und hob an zu spielen. So etwas hatte der arme Frieder noch nie gehört. Erst klang's, wie wenn der Abendwind im Schilfgras spielt, dann klang's wie Tosen eines Wasserfalls und zuletzt wie sanft gleitende Fluth. Die Vögel in den Zweigen verstummten, die Immen ließen ihr Summen, und die Fische hoben die Köpfe aus dem Weiber, um den süßen Tönen zu lauschen. Dem Burschen aber standen die hellen Thränen in den Augen.

„Herr Neck,“ sprach er mit aufgehobnen Händen, als der Wassermann den Bogen ruhen ließ, „Herr Neck, nehm mich in die Lehre!“ „Das geht nicht,“

antwortete der Neck. „Schon meiner erwachsenen Nigentöchter wegen geht es nicht. Es ist aber auch nicht nöthig. Willst du mir deinen Kamm überlassen, so sollst du ein Geiger werden, wie es keinen zweiten giebt.“ „Meinen ganzen Scheerbeutel, wenn ihr ihn wollt,“ rief der Frieder und reichte ihn dem Wassermann. Dieser nahm mit einem raschen Griff den dargebotnen Beutel und war im Weiher verschwunden. „Halt, halt!“ rief ihm der Bursche nach, aber sein Rufen war vergebens. Er wartete eine Stunde, er wartete zwei, aber wer nichts von sich hören ließ, das war der Neck.

Der arme Frieder seufzte tief auf, denn es war ihm klar, daß der falsche Wassergeist ihn betrogen hatte, und mit schwerem Herzen wandte er sich, um zu gehen — wohin, das wußte er nicht. Da sah er zu seinen Füßen am Rande des Weihers den Fiedelbogen des Neck liegen. Er bückte sich nach ihm, und wie er ihn in der Hand hielt, verspürte er einen Ruck, der ging von den Fingerspitzen bis in das Schulterblatt hinauf, und es drängte ihn, den Bogen zu versuchen. „Was fang ich armer Teufel an“ wollte er spielen, aber es war, als ob ihm eine unsichtbare Macht die Hand lenkte; den Saiten entquollen Töne, so süß und silberrein, wie es Frieder nur einmal in seinem Leben gehört hatte, nämlich kurz zuvor, da der Neck die Fiedel strich. Die Vögel kamen herangeflattert und saßen horchend im Geäst, die Fische sprangen über die Fluth, und aus dem Wald traten die Hirsche und die Rehe und sahen den Spielmann mit klugen Augen an. Und der Frieder wußte nicht, wie ihm geschah. Was ihm durch die Seele zog und was sein Herz bewegte, das fand seinen Weg in die Hand und aus der Hand in das Saitenspiel und klang in süßen Tönen aus. Aus dem Weiher aber tauchte der Neck auf und nickte beifällig mit dem Kopf. Dann verschwand er und ließ sich nicht mehr sehen.

Und der Frieder schritt fiedelnd aus dem Wald hinaus und zog durch alle Reiche der Erde und spielte vor Königen und Kaisern. Das gelbe Gold regnete in seinen Hut, und er wäre ein steinreicher Mann geworden, wenn er kein richtiger Spielmann gewesen wäre. Ein richtiger Spielmann aber wird kein reicher Mann. Seinen Scheerbeutel hatte er hingegeben. Darum ließ er sich das Haupthaar wachsen wie weiland der starke Simson. Die andern Spielleute machten es ihm nach, und sie tragen von jener Zeit an langes, wirres Haar bis auf diesen Tag.

Während die „Buche“, wie man sieht, gleich von vornherein als Märchen anhebt, beginnt im „Fiedelbogen des Neck“ das Märchen ziemlich spät: an der Stelle, wo der arme Badergefell zum Kukuk geschickt wird. Die Nacht ist hier sehr sichtbar, und dazu kommt, daß die ganze kleine Kukuksepisode, so hübsch sie an sich ist, doch eigentlich überflüssig ist und nur, um jene Nacht anbringen zu können, eingeschoben erscheint. Die Hauptsache ist, daß der junge Spielmann zum Neck kommt, und diesen Weg muß er auch ohne die Führung des Kukuks finden können; das Märchen wird das schon einzurichten wissen. Abgesehen hiervon sind beide Erzählungen musterhaft in ihrem Verlauf, die „Buche“ mit ihrem tief ergreifenden und versöhnenden Schluß ebenso wie der „Fiedelbogen des Neck“ mit seiner schelmischen Pointe.

Im übrigen theilen die „Sommermärchen“ Baumbachs alle Vorzüge seiner „Lieder eines fahrenden Gesellen.“ Was wir an diesen früher gerühmt haben,

die Knappheit und Sauberkeit*) der Sprache, den frischen männlichen Humor der Darstellung, der auch bei wehmüthigen Stoffen keine weinerliche Sentimentalität aufkommen läßt, die eminente Vertrautheit mit dem Leben der Natur, der Thiere, der Pflanzen — was werden gerade in dieser Beziehung oft für lächerliche Schnitzer gemacht! —, der offene Blick für die Poesie des Kleinen, dies alles kehrt auch hier wieder. Mag Baumbach eine Hochzeit in der Dorfkirche schildern oder das Treiben auf der Schießwiese während eines Schützenfestes, immer zeigt seine Schilderung die feinste Beobachtungsgabe. Selbst wenn er die Tische erwähnt, an denen die Schützen poculiren, so sind es für ihn nicht einfache Tische, sondern die „mit nassen Ringeln reich gezierten Tische.“ Wie ungenirt er bei der ältern Sagenpoesie Anleihen macht, ohne daß man ihm deshalb gram sein könnte, auch das haben wir früher schon bei seinen Liedern hervorgehoben. Sein Märchenbuch ist aller Welt verschuldet. Aber wer möchte die graziöse Art, wie er den Faust oder die Lorelei herbeizieht, wie er die tausendmal erzählte Geschichte von den Thieren, welche den Klängen der Musik lauschen, nochmals erzählt, bekritteln wollen?

Man ist es nachgerade gewöhnt, die feinen Säckelchen Baumbachs auch in der apartesten Ausstattung ans Licht treten zu sehen. Der Autor kann sich gerührt bei seinem Verleger bedanken, daß dieser den Kindern seiner Muse stets so schmucke Kleider anzieht. Es ist eine Freude zu sehen, daß es dem Verleger Freude gemacht hat, das Buch drucken und einbinden zu lassen. Man kann wetten: wer dieses Bändchen auf dem Ladentische eines Buchhändlers liegen sieht — es mögen hundert andre Bücher drum herumliegen, „Prachtwerke ersten Ranges“ in Kirchthürenformat und goldstrotzende Duodezlyrik —, wenn er nicht ganz von Gott verlassen ist, so wird er zuerst nach diesem Bändchen greifen. Wer doch gleich jemanden wüßte, der ein feines Büchlein für die Sommerfrische brauchen kann! Den könnte man mit einem gebundnen Exemplar von Baumbachs „Sommermärchen“ glücklich machen. Denn für sich selber kauft man ja dergleichen nicht, dazu* ist es — viel zu schön.

* * *

*) Aufgefallen ist uns in den Märchen die wiederholt vorkommende falsche, aus dem Französischen herübergenommene Wendung „gefolgt von“, ferner die fehlerhafte Construction: „sie hatte sie fallen gesehen“, „du hast den Kukul rufen gehört“ (anstatt des einzig richtigen „fallen sehen“, „rufen hören“), endlich auch das öfter gebrauchte unschöne Pronomen „lestere, lehtere, lehteres“, das doch immer nur eine Krücke der Deutlichkeit ist und in poetischer Sprache sich sehr wunderlich ausnimmt.

